

P. Placidus Spescha als Verteidiger und Erforscher des Rätoromanischen

Von Iso Müller OSB — Disentis

Der Disentiser Benediktiner P. Placidus Spescha (1752–1833) war vor allem Naturforscher, dann auch Historiker und Chronist, aber nicht weniger auch Förderer und Geschichtsschreiber der rätoromanischen Sprache. Als Naturforscher hat ihn schon Karl Hager in dem Monumentalwerk: „Pater Placidus a Spescha. Sein Leben. Seine Schriften“, Bern 1913, genügend charakterisiert. Als Historiker ist er neuerdings im Bündner Monatsblatt 1973 S. 97–137 hervorgehoben worden. Am wenigsten bekannt ist er bislang als Rätoromane, was hier, wenn auch nur teilweise, nachgeholt werden soll.

1. *Das Lob der Muttersprache*

Zurück zur Muttersprache, das war gegen Ende des vielsprachigen und internationalen Jahrhunderts die Losung. Retour à la nature vertrat Jean Jacques Rousseau († 1778) in seinen Werken. Das war das neue Erziehungsprogramm seines 1762 veröffentlichten „Emile“. Die französische Revolution von 1789 drückte gleichsam das Siegel auf diese neue Lehre. Nicht umsonst wurde bald darauf, im Jahre 1792, in Prag ein Lehrstuhl für das Tschechische errichtet. Im Jahre 1794 beschloß die außerordentliche Landesversammlung in Chur die Anerkennung aller vier Sprachen des Landes. Der Bundesschreiber war gehalten, den Gemeinden in ihrem Idiom zu schreiben, also nicht mehr nur deutsch, sondern auch italienisch oder romanisch, d. h. in einer der beiden romanischen Sprachen. Daher ist 1794 ein Meilenstein in der Sprachgeschichte Rätiens, das Jahr bedeutete die amtliche Mündigkeitserklärung der romanischen Sprache. Man verstand auch sofort, die neue Magna Charta der Landesidiome anzuwenden. 1795 entstand das Schmidtsche Decretenbuch in deutscher und romanischer Sprache und 1797 erschienen die Statuten des Grauen Bundes in romanischer Form. An Rousseau anknüpfend betonte Heinrich Pestalozzi in seiner 1801 veröffentlichten Erzählung: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrte“ die Bedeutung eines gut gepflegten muttersprachlichen Unterrichts. Diese Ideen fanden in unseren Tälern umso mehr Beachtung, als ja Graubünden 1803 an die Eidgenossenschaft angeschlossen wurde¹.

Spescha blieb von dieser Geistesbewegung nicht unberührt. Bemerkenswert ist einmal, daß er ja schon von 1782 an auf Mittel und Wege sann,

1) Näheres darüber im Bündner Monatsblatt 1960 S. 293–294.

seine Muttersprache zu „verbessern“. Und 1790 übersetzte er eifrigst deutsche Dokumente des Klosterarchivs ins Romanische². Das Exil in Tirol 1799–1801 ließ ihn erst recht die vertrauten Töne seiner Muttersprache vermissen. Mittelbar bezeichnete er das Rätoromanische als Muttersprache 1804, als er von denen, die ihre Heimatsprache verließen, sagte, sie hätten Vater und Mutter, Bruder und Schwester verlassen, um „einen Nepoten“ zu kaufen³. Ganz deutlich wird P. Placidus 1805: „Der Grund aller Wissenschaften liegt in der Erkenntnis seiner Muttersprache. Wer seine Muttersprache nicht vollkommen kennt, richtig spricht, liest und schreibt, ist nur ein thumer Kerl, und wer eine andere als diese am ersten lehren und lernen will, ist ein Narr. Wer seine Muttersprache kennt, lernt dann sich selbst, seinen Mitmenschen, Gott und seinen Willen kennen.“⁴ Neun Jahre später kommt er wiederum darauf zurück: „Daran möge die Jugend erinnert werden, daß die Vervollkommnung der Muttersprache das Fundament aller Wissenschaft und Gewandtheit und jeden Studiums sei und daß ohne sie immer etwas fehle und immer etwas fehlen werde.“ Dann fährt er fort: „Wach auf, strenge Dich an, hab Vertrauen auf Dich, sei ein (wahrer) Bündner!“ (Te svegla, te stenta, te fide, seies Grishun.)⁵ Die gleiche Überzeugung unterstreicht er nochmals 1820: „Wenn nicht einer eine Sprache, vorzüglich seine ursprüngliche, gründlich versteht und sie nach Vorschriften der Vernunft zu verwenden weiß, der kann nie meiner Meinung nach ein gelehrter Mann werden.“⁶

Bevor Spescha den Begriff „Muttersprache“ formulierte, zeigte er sich schon für das romanische Idiom seiner Heimat begeistert, so bereits im Jahre 1800. Die rätoromanische Sprache „ist so reich an Wörtern, daß sie alles deutlich sagen kann, was zum menschlichen Gebrauch nothwendig ist . . . Sie liebt Kürze in ihrem Vortrag und in der Poesie das Sinnreiche und Wohlklang“⁷. Dazu bemerkte er schon 1804: „Reich ist sie in den Verwandtschaftswörtern, wie vielleicht keine andere Sprache, und in der Poesie geht sie bis zu einer beispiellosen Genauigkeit des Wohlklangs hin.“⁸ Nach 1806 äußerte sich unser Forscher noch lobender: „Sie ist ein Mittelding zwischen der Weichlichkeit und Härte der Italiäner und Deutschen und zwischen der Geschwindigkeit und Langsamkeit der Franzosen und Deutschen.“⁹ 1816 konnte P. Placidus nicht eindringlich genug das Denken und Reden empfehlen, das er wichtiger als Berge von Gold und Silber, wichtiger als Flüsse von Wein und Schnaps bewertet¹⁰. Drei Jahre später leitet Spescha seine

2) Pl. Sp. 49.

3) Pl. Sp. 4 S. 637.

4) Pl. Sp. 5 S. 420, dazu Photo bei Spescha S. 493.

5) Pl. Sp. 12 I. S. 12–13.

6) Pl. Sp. 26 I. S. 2.

7) A 725 I. S. 8.

8) Pl. Sp. 10 S. 181. Zu den Verwandtschaftsgraden siehe Pl. Sp. 4 S. 722–723.

9) Pl. Sp. 28 S. 57.

10) Pl. Sp. 13 II. S. 362–363.

Grammatik und Literatur mit der Überzeugung ein, daß das romanische Kind mit dieser Anleitung „viel glücklicher (sein wird) als die Amerikaner mit den Minen von Gold und Silber vom Königreich Perus sind“¹¹.

2. Die älteste Sprache in Europa

Wer mit Gewalt seiner Heimat entrissen wird, der fühlt sich ihr nur noch mehr verbunden. In der Fremde sucht der Mensch, das Land seiner Geburt wenigstens geistig noch zu besitzen und vor allem die Sprache seiner Mutter treu zu bewahren. So war es auch bei P. Placidus, als er 1799–1801 zu Innsbruck in der Verbannung lebte. Aber gerade dieser keineswegs streng begrenzte Aufenthalt erleichterte ihm die seelische Rückkehr in sein geliebtes Bündnerland. Hier gab es auch Alpen und Berge zu erkunden, vor allem aber war er überrascht über die „rhätischen Nämnen“ der Ortschaften, woraus er schloß, daß diese Gegenden „vom rhätischen Volk bepflanzt und sich der rhätischen Sprache bedient haben“¹.

Unser Forscher begnügte sich aber nicht mit diesen Feststellungen, sondern hatte die Absicht, überhaupt die „Geschichte der rhätischen Sprache“ zu schreiben. Er hatte nämlich in Innsbruck die Chance, daß er „Zugang zu gelehrten Männern, zu Bibliotheken und Archiven“ erhielt². Spescha meldet selbst: „Durch die öffentlichen Privatbibliotheken hatte ich das Glück, meine in Disentis verlorne Schriften über die alte Geschichte von ganz Rhätien zu ergänzen.“³ Also interessierte ihn das Thema schon vorher, doch ohne daß er sich damit tiefer beschäftigt hätte. In Innsbruck konnte er die Bücher, die er im Brande von 1799 verloren hatte, wieder einsehen und vor allem auch neue, ihm bis anhin nicht bekannte Quellen und Darstellungen benützen.

Das erste Opus vom Jahre 1800 behandelte die „Geschichte der rhätischen Sprache“, woraus sogleich zu ersehen ist, aus welchen Quellen er schöpfte, nämlich aus antiken Schriftstellern wie Livius und Strabo, Plinius und Josephus Flavius, um nur diese zu nennen, aber auch aus Darstellungen wie der *Histoire Romaine* von Charles Rollin († 1741), fortgesetzt von M. Crevier in 16 Bänden (Amsterdam 1739–49), und den „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft“ (1786 f.) von Johannes Müller. Für die tirolische Landesgeschichte benutzte er die *Annales ecclesiae Sabionensis nunc Brixinensis* (1755/67 bzw. 1760/67) von Josef Resch († 1782), von dem Spescha später schrieb: „Wenn Joseph Roesch, der gelehrteste Mann Tirols, die rhätische Sprache verstanden hätte, würde er die Alterthümer des Bistums Brixen deutlicher bearbeitet und die zwey tuscisch-lateinische Wörter susum und jusum besser ausgelegt haben.“⁴ Von Cassian Roschmann († 1806) zitierte P. Placidus den ersten Band der „Geschichte von Tirol“, der

11) Pl. Sp. 15 Einl. S. I.

1) Pl. Sp. 4 S. 489 = Spescha 133.

2) Pl. Sp. 7 S. 78 = Dec. Chrest. IV. 675–676.

3) Pl. Sp. 24 S. 102–103 = Spescha 132.

4) Pl. Sp. 4 S. 491 = Spescha 134.

1792 in Wien herausgenommen war⁵. Die späteren Werke Speschas über das gleiche Thema ziehen noch mehr Literatur heran und zitieren teilweise noch ausführlicher.

Was Spescha sich im Exilsjahr 1800 zurechtgelegt hatte, das führte er schon 1804 in seiner „*Beschreibung der Landschaft Disentis*“ und in den Jahren nach 1806 in seiner „*Volkskunde*“ und in der „*Geschichte der Rhätier*“ und sonst immer wieder aus, nämlich seine Ansichten über die Herkunft der Rätier und deren Sprache. Als Theologe geht P. Placidus selbstverständlich vom monogenetischen biblischen Weltbild aus, wonach es von der Erschaffung der Welt an nur ein Volk und eine Sprache gab. Der Turmbau von Babel veranlaßte die Vielheit der Sprachen und die Abwanderung der Völker. Lud, der vierte Sohn Sems, besetzt Lydien in Kleinasien. Die Unfruchtbarkeit des lydischen Bodens nötigte wiederum zur Auswanderung. Während der eine Teil unter Lydus verbleiben konnte, zog der andere unter dessen Bruder Tyrrenus mit seinem Volke in das cisalpinische Italien. Spescha spricht daher auch von Etrurien und der hetruskischen Sprache. Die Fruchtbarkeit des Landes lockte nun die transalpinischen Kelten an, deren König Ambigatus den Bellovesus mit einem Heer sandte, der die Tuscier am Tessin schlug. Die Unterlegenen mußten in die Alpen fliehen. Ihr Führer war Rätus, der „ihnen, dem Land und der Nation und der Sprache den Namen gab“. Das kleine Gebiet der Rätier dehnte sich schon vor der christlichen Zeitperiode über einen wesentlichen Teil der heutigen Schweiz bis über Vorarlberg und Tirol aus. Zur augusteischen Zeit erstreckte sich Rätien vom Kärntnerland bis ins Wallis. Im Süden bildeten die Städte Vicenza, Bergamo, Como, Verona und Trient, im Norden der Zürcher- und Bodensee die Grenze. Nach der römischen Eroberung kamen noch Vindelizien, ja sogar das Tridentinische Gebiet hinzu⁶.

Mit der Geschichte des Volkes ist auch die Geschichte der Sprache verbunden. Die Tuscier nahmen ihre Muttersprache mit sich. Allerdings weiß Spescha, daß Livius glaubte, die Auswanderer seien doch etwas von der Sprache ihrer Vorfahren abgewichen. Allein dies erklärt P. Placidus durch „die Länge der Zeit“ und die „Wildheit des Orts“, also nicht infolge einer Vermischung mit einer alpinen Urbesiedlung. Alle Sprachen und Nationen,

5) Über Resch und Roschmann siehe Allgem. Deutsche Biographie 28 (1889) 237–239 (Resch) und 29 (1889) 170–171, dazu auch A. Coreth, Österreichische Geschichtsschreibung in der Barockzeit 1950 S. 162–163.

6) A 725 I. S. 1–4; II. S. 1–2; B 43 I. S. 13–25; B 1797 S. 9–29; Pl. Sp. 4 S. 605–617; Pl. Sp. 6 S. 5–7; Pl. Sp. 7 S. 1–30; Pl. Sp. 10 S. 334; Pl. Sp. 13 I. S. 94; Pl. Sp. 15 S. 35–36; Pl. Sp. 16 S. 4–7; Pl. Sp. 17 I. S. 3–25; Pl. Sp. 18 S. 32–33; Pl. Sp. 26 II. S. 139–142; Pl. Sp. 28 S. 1–39; 63–81. A 40a I. S. 17–23. Daß die siegreichen Gallo-Kelten die oberitalienischen Städte (Bergamo, Como usw.) gegen die Rhäter errichteten, betont Spescha Pl. Sp. 26 II. 104, 149 und Pl. Sp. 28, S. 18, 82–83, 286. Das war schon zu lesen bei J. Planta, Geschichte der romanschen Sprache 1776 S. 8 und bei Campell, Historia I. S. 5 (ed. Pl. Plattner 1887), der sich auf Pompeius Trogus berief.

die keine besondere Kultur besitzen und mit wilden Tieren und Bäumen zu kämpfen haben, verlieren die Reinheit ihrer angestammten Sprache als ganz natürliche Folge. Immerhin muß unser Darsteller zugeben, daß die Sprache dann beim Zerfall des römischen Reiches gelitten hat. Aber es war ihm klar: „Die ältesten Einwohner der Alpen, die aus der Geschichte können bewiesen werden, sind unstreitig die Rhätier.“ Ihre Sprache war keine andere als die der Tuscier (Tyrrhener, Hetrusker), die nichts mit den Kelten oder Lepontier zu tun hat. „Die rhätische Sprache ist die Hauptsprache der Alpinen“, mithin ist für unsern Forscher tuscisch, alpinisch, rätisch vollständig identisch⁷. Sein Credo lautete einfach: „Toskana war unser ehemaliges Vaterland.“⁸ Dazu kommt noch seine Überzeugung, daß „man die alten Schriften, die vor tausend und fünf hundred Jahren geschrieben waren, lesen und verstehen kann wie jene, die in der gegenwärtigen Zeit geschrieben und gedruckt werden“⁹. Also ist die rätoromanische Sprache ebenso alt wie unversehrt.

Es ist nicht uninteressant, wie sich Spescha im einzelnen die *Besetzung der Alpen* vorstellte. „Wir wissen, daß Thuscier, die wir jetzt Rhäter nennen wollen, über die Centrakette der Alpen seyen gegangen, um dort neue Wohnsitze zu suchen und sich dort niederzulassen.“ P. Placidus glaubt, man sei über den Septimer gezogen, und zwar deswegen, weil „dort jenseits die ältesten Denkmäler rhätischer Bauart anzutreffen sind“. Damit meinte er zunächst das Gebiet von Oberhalbstein¹⁰. Noch mehr denkt unser Kritiker an Thusis und Raziüns, deren Namen schon bezeichnend seien. Von hier aus seien dann Kolonien gegründet worden¹¹. Spescha ist auch der Meinung, daß vom Domleschg aus „bis an die Abflüsse des Ins, des Boden- und Zürcher-Sees alsdann Pflanzvölker hingeschickt“ worden seien¹².

Die Tuscier kamen aber nicht nur über die Bündner Berge, sie kamen auch entlang den Ufern der Etsch¹³. So erklärt sich Spescha das Vordringen aus Bergamo und Brescia nach Trient, Brixen und Bozen, bis Sterzing und

7) B 43 I. S. 26—29, 42; B 1773 S. 1, 60, 65, 91, 143—146, 148, 173—176. Pl. Sp. 10 S. 327—328; Pl. Sp. 17 S. 151—152; Pl. Sp. 26 II. S. 142. Die Ähnlichkeiten zwischen rätischen und keltischen Wörtern erklärt Spescha aus der Abstammung der Kelten von den Umbriern, deren Sprache viele Ähnlichkeiten mit der tuscischen Sprache hat. Pl. Sp. 26 II. S. 116.

8) Pl. Sp. 27 II. S. 10.

9) A 725 I. S. 4.

10) B 1797 S. 33—34.

11) B 1797 S. 34—35, 40. Woher Schams und Splügen bevölkert wurden, kann Spescha nicht entscheiden. Noch zur Zeit Tschudys habe man sich der Tuscischen Sprache bedient, doch sei die „Mundart nun etwas geändert“. Unsicher ist P. Placidus auch über die Herkunft der Bevölkerung des Oberengadins, „welches von der Mundart anderer Thäler noch mehr abweicht“. B 1797 S. 35.

12) B 1797 S. 35.

13) B 1797 S. 36.

Bruneck. Von dort ging es weiter über den Brenner ins Inntal¹⁴. Von Innsbruck aus führte der Weg nach München und Augsburg, aber auch nach Regensburg und Passau, wo überall rätische Spuren festzustellen seien¹⁵. Nicht nur an den Ufern der Etsch, auch an den Ufern des Tessins hinauf kamen die Rätier, von Lugano und Locarno bis zum Lukmanier, dann weiter einerseits nach Truns und Ilanz, andererseits nach Ursern und Altdorf¹⁶. Schließlich erwähnt Spescha noch eine weitere Eingangspforte für die Rätier, nämlich das Tal der Adda, wo sie sich in Tirano, Teglio und Chiavenna niederließen¹⁷.

So schildert Spescha das Vordringen der Tuscier in die Alpen in der ganzen Breite. Doch weiß er auch um die Grenzen dieser Volkswanderung. Friaul und Piemont im Westen schließt er aus, weil man in ersterem Gebiete die italienische Gebirgssprache spricht, im letzteren ein Patois, das sich dem Französischen nähert. Im Osten der Alpen zählt er wohl noch das Bistum Brixen dazu, überhaupt die Leute an den Quellen der Drau und Sau, wo man entweder die rätische oder doch eine ihr verwandte Sprache benutzt. Aber in Kärnten und Krain herrscht „die Teütsche und Illyrische Sprache.“¹⁸

Aus der Abstammung der Rätier von den Tusciern leitete Spescha logisch auch das Romanische von den Tusciern ab. Aber so einfach lag für ihn die Sache doch nicht. Durch alle seine Ausführungen geht die grundlegende Unterscheidung zwischen *Gelehrten-Latein der Ladinier* und dem *Volks-Latein der Romanen* hindurch. Unter Latein schlechthin verstand er stets das „klassische Latein“, die Schriftsprache der Gelehrten, welche Aeneas aus Griechenland gebracht habe, eine „künstlich zusammengesetzte Sprache“¹⁹. Sie war „wegen ihrer vielen Biegungen und Ausnahme(n) schwer zu sprechen“²⁰. Die Römer siegten über die Lateiner, nahmen aber deren Sprache an und verbreiteten sie auch in Rätien, wo sie vorzüglich bei der Kirche Eingang fand²¹. Diesem Latein unmittelbar verpflichtet war das Ladinische am Inn. Die Ladinier stammten von den Eugeniern ab, die Lateiner waren und in den tridentinischen Alpen wohnten. Sie sprachen noch „die lapidarische Schriftsprache“, also die Sprache der Gelehrten und Diplomaten. Vom Ladinischen ist das Romanische verschieden, so wie das Altgallische vom Deutschen. Das Romanische stammt von Rom und nicht von Latium der Lateiner ab. Die dortige Volkssprache, der „römische Jargon“ der Soldaten, der mehr etruskisch

14) B 1797 S. 36—37.

15) B 1797 S. 52—54.

16) B 1797 S. 38.

17) B 1797 S. 32.

18) B 1797 S. 29—30; Pl. Sp. 4 S. 650—653.

19) Pl. Sp. 10 S. 327.

20) Pl. Sp. 4 S. 638—639.

21) Pl. Sp. 4 S. 617—618. Spescha relativierte freilich wieder dieses klassische Latein, das nur in Blüte war, solange bei den Römern Kunst und Wissenschaft hoch in Ehren waren. Nachher fiel es zu einer Vulgärsprache herab. Pl. Sp. 10 S. 238—239.

(tuscisch) als lateinisch ist, verbreitete sich an den Ufern des Rheins in Rätien²².

Im Grunde genommen freilich unterschieden sich die beiden Sprachen „nur in Wortführung und Aussprache“, da sie ja ungefähr das gleiche Wortmaterial hatten²³. Das Latein weist ja auch kaum ein einziges Wort auf, das nicht im Romanischen vorkommt²⁴. Aber das Romanische ist der ältere Sprachzweig, ja noch mehr, es erscheint Spescha als eine Vorstufe dessen Lateins, ja sogar als dessen Fundament²⁵.

Wohl weiß P. Placidus, daß das Romanische auch noch in anderen Sprachen, so im Französischen, Italienischen und Spanischen weiterlebte, aber in ihrer Reinheit und Ursprünglichkeit erhielt sich das Romanische nur in der Abgeschlossenheit der Alpen. So meinte unser Forscher schon 1804: „Nur das gemeine Volk in den wilden Thälern der Alpen redet noch überhaupt eine Sprache, die der Thuscier ihrer ähnlich ist.“²⁶ Es ist das Rätoromanische, „die Sprache unserer ersten Väter und die älteste in Europa“, denn die Tuscier waren ja „das älteste uns bekannte Volk in Europa und alle andern Sprachen haben an dieser Ursprache einen Antheil“. Davon nahm er nur das Ungarische und Slavische aus²⁷.

Spescha wird nicht müde, das Rätoromanische immer wieder wieder als „die Ursprache von Europa“ zu preisen, welche „zu allen aben(d)ländischen Sprachen“ Beziehungen aufweist. Sie hat „in ihren Gebirgen und Wildnissen denn Grund ihrer ursprünglichen Sprache noch am reinsten beybehalten“. Daher hätten „alle andern Spracharten mit ihr eine sehr große Aehnlichkeit“. Wer diese seine Muttersprache aufgibt, der „entfernt sich von der allgemeinen abendländischen Sprache und nähert (sich) nur einer besonderen an“, dazu „nur auf eine unvollkommene Weise“²⁸. Somit ist für P. Placidus das Rätoromanische eine Art linguistischer Drehschreibe für Europa, die sich wie keine andere als *europäische Vermittlungssprache* anempfiehlt.

Zum sprachgeschichtlichen Grund gesellt sich noch die „*geographische Lage* zwischen zwei „von Natur, Sprache und Geschmack verschiedenen Nationen“, weshalb die Bewohner am besten „sich einer mittleren Sprache bedienen, damit die Zunge zu allen Ausprachen tauglich erhalten werde“²⁹. Es soll also

22) Zum Ganzen vgl. B 43 I. S. 38; Pl. Sp. 4 S. 604–605, 617–618, 638–639; Pl. Sp. 9 S. XXIII. Pl. Sp. 13 I. S. 104–107; Pl. Sp. 12 S. 1–12, 16; Pl. Sp. 16 II. S. 11, 16; Pl. Sp. 18 II. S. 21, 32–36. Pl. Sp. 26 II. S. 4–6; Pl. Sp. 28 S. 241–242. A 40a I. S. 23, 30 (Blatt).

23) Pl. Sp. 26 II. S. 115.

24) Pl. Sp. 7 S. 165–166.

25) Pl. Sp. 7 S. 26.

26) Pl. Sp. 4 S. 654.

27) Pl. Sp. 4 S. 135.

28) Pl. Sp. 4 S. 137, 637, 640–641, 733.

29) Pl. Sp. 18 II. S. 30. Dazu Pl. Sp. 26 I. S. 6: „Würden wir zu einer oder der andern Nation uns nähern, so wurden wir unsere Zunge solcher Gestalt verlenken, daß sie zu keiner dieser Sprachen mehr tauglich wäre.“

eine allgemein verständliche Sprache sein (lingatg maneivel de capir)³⁰. „Wenn wir die italiänische Sprache annähmen, würden wir die teutsche Sprache angewöhnen, würden wir die italiänische, spanische und französische Aussprache verlieren. Mithin was Raths? Das beibehalten, was uns Gott gegeben, unsere Mütter uns gelehrt und es ordnen und verbessern.“³¹ Die deutsch gewordenen Romanen würden es gerne sehen, wenn auch wir deutsch würden, die Italienisierten, wenn sie uns das Italienische einimpfen könnten³².

Aber das Rätoromanische ist nicht nur eine Brücke zwischen Italien und Deutschland, sondern überhaupt zu allen westeuropäischen Sprachen. Darauf kommt Spescha immer wieder zurück³³. „Weltbekannt ist's, daß der Rhätier, der seine ursprüngliche Alpensprache beibehalten hat, in einer beispielloser Schnelligkeit alle Sprachen erlernt und beineben ebenso richtig sprechen und schreiben kann.“³⁴ Dabei stellt P. Placidus die sog. romanischen Sprachen in den Vordergrund. Ein Deutscher spricht selten „unmer(k)bar“ italienisch, französisch und spanisch. „Allein ist nicht dieses etwas Gemeines bey den Romanschern? Wie redt der Deutsche lateinisch? Wie der Deutsch-Rhätische romansch?“ Augenscheinlich sieht man es dem Rätoromanen an, daß „seine Sprachwerkzeuge zu etwas anders als zur deutschen Sprache geschaffen und verordnet seyen.“ Sie vermögen daher die deutsche Sprache „nur schlechtweg zu erlernen“³⁵. Wie schon aus diesen wenigen Zitaten ersichtlich, sah Spescha im Deutschen den großen Gegner seiner Muttersprache. Mehr oder weniger hörte hier seine Idee einer europäischen Verbindungssprache auf.

Wer, wie Spescha, wirklich davon überzeugt war, daß seine Muttersprache die Ursprache des Okzidenten war, der mußte sich zum eifrigen und tief begeisterten Lobredner seines Idioms machen. Die rätoromanische Sprache hat, wie P. Placidus schreibt, „das Alterthum für sich, sie erhielt ihre Unverdorbenheit zwischen den schattigten Auen, rauschenden Bächen, tief ausgehöhlten Thälern, nahe an die reinsten Quellen und beissten Gebürgen. Sie wurde belagert und gestürmt, angefochten und beynache vertretet und zernichtet, allein Gott hat sie noch erhalten, und wir bitten ihn, er wolle sie noch fernerhin erhalten“³⁶. Die Landessprache ist ihm „ein Denkzeichen des grauen Alterthums“³⁷. „Keine Nation in den Alpen ist älter als diese; von keiner alpinischen Nation wird von den griechischen und lateinischen Schriftstellern mehr und öfters gedacht als von dieser. Keine Nation ist fähiger, um fremde Sprache vollkommen zu reden als diese; endlich wird keine Nation tapferer,

30) Pl. Sp. 13 I. S. 22.

31) Pl. Sp. 18 I. S. 44. Zum Thema der europ. Vermittlungssprache siehe auch Pl. Sp. 17 Anm. S. 15 und S. 24.

32) Pl. Sp. 18 I. S. 39–40.

33) B 43 Einl. S. 39; Pl. Sp. 16 II. S. 10; A 40a III. S. 255. Vgl. Pl. Sp. 17. Anmerkungen S. 15 und Pl. Sp. 18 I. S. 44.

34) Pl. Sp. 18 I. S. 43.

35) Pl. Sp. 4 S. 137–138.

36) Pl. Sp. 4 S. 731.

37) A 40 Einl. 21.

unerschrockener und klüger im Kriege benommen und mehr Blut für seine eigene und fremde Herrn vergossen haben als diese.“³⁸ Hier erweist sich Spescha als Romantiker, der Volk und Heimat ganz in einem verklärenden Rosalichte sieht. P. Placidus gibt sich vorbehaltlos dem hin, was wir heute als „Pathos der Geschichte“ bezeichnen.

3. Die Stellung Speschas in der Sprachforschung

Was uns P. Placidus von der Herkunft der Rätier und ihrer Sprache berichtet, war schon seit drei Jahrhunderten bekannt. Die Abstammung von den Tusciern in völkischer und sprachlicher Hinsicht, der Einfall des Gallierführers Bellovesus, die Flucht in die Alpen unter Raetus, das alles erzählt im Anschluß an die römischen Schriftsteller wie Livius und Plinius bereits im 16. Jh. kein anderer als *Ägidius Tschudi* († 1572)¹. Spescha zitierte den Glarner Humanisten auch oft genug². Auch der bündnerische Historiker *Ulrich Campell* († ca. 1582) hielt an der tuscischen Herkunft fest, ließ aber die Rätier die lateinische Sprache sprechen. Es war Campell klar, daß die rätoromanische Sprache vom Latein abstammt, wenn sie freilich schon jetzt herabgesunken war (*nihil nisi corrupta latina lingua atque idioma*). Die Besiedlung des Engadins erklärte er daraus, daß zur Zeit der Bedrohung durch Hannibal vornehme Familien von Latium und dessen Kontaktzonen nach dem Vintschgau, dem Münstertal und dem Engadin geflüchtet seien. Deshalb habe man deren Sprache als Latein = Ladin bezeichnet. Ein wesentlicher Unterschied zwischen Ladinisch und Romanisch besteht aber nach Campell kaum, denn beide Mundarten sprechen die Sprache Roms und Latiums (*nescio quid parum inter utramque sit discriminis*)³.

Auf den Ausführungen des Engadiner Humanisten beruht vielfach *Johann Guler* († 1637), der ebenfalls die tuscische Herkunft der Räter sowie die Geschichte von König Ambigatus und Raetus mitteilt. Im Gegensatz zu Spescha weiß er aber um die Umwandlung der tuscischen Sprache. Verschiedene Völker (Estner, Rhucantier, Coruantier, Lepontier, Saruneten), deren Sprache Guler als deutsch betrachte, schlossen sich ja den Rätiern an, so daß letztere „weder recht deutsch noch tuscanisch“ wurden. Das Latein der römischen Eroberer begriffen die Rätier nicht richtig. Dazu kamen noch Einflüsse verschiedener Stämme der Völkerwanderungszeit (Hunnen, Goten, Langobarden). Am besten wird jetzt Romanisch bei den Bewohnern des Engadin und des Bergells geschrieben und gedruckt. Abschließend ist das Rätische für Guler „anfänglich tuscanisch und Latein“⁴.

Der Davoser *Fortunat Sprecher* († 1647) berichtet auch wieder die Geschichten von Ambigatus, Bellovesus und Rhaetus und läßt im Anschluß an

38) Pl. Sp. 28 S. 333—334.

1) Aeg. Tschudi, *Alpina Rhaetia*, 1538, S. 4 f., 8 f., 11 f.

2) Als Beispiele seien hier angeführt Pl. Sp. 7 S. 8, 12, 41. Pl. Sp. 15 S. IX. Pl. Sp. 16 II. S. 9. Pl. Sp. 26 II. S. 129. A 40a I. S. 33 usw.

3) U. Campelli *Historia Raetica* ed Pl. Plattner (1887) 1, 22—23, Kap. 1—2.

4) J. Guler, *Raetia*, 1616, S. 9—10.

Campell die Engadiner von Leuten abstammen, die vor Hannibal aus Latium geflohen sind. Die rätische Sprache sei durch das Klima heruntergekommen, so daß man kaum die richtigen Töne bewahrt habe. Nördlicher Einfluß habe die Aussprache der Wörter noch schwerer gemacht. Aber in „unserem Jahrhundert“ könne man die Sprache auch schreiben und sogar drucken. In der Grammatik stehe sie jetzt kaum hinter anderen Sprachen zurück⁵.

Mehr als alle genannten Geschichtsschreiber von Tschudy bis Sprecher hat *Joseph Planta* († 1827), Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London, durch sein 1776 in Chur gedrucktes Büchlein „Geschichte der romanischen Sprache“ auf Spescha eingewirkt. Planta erzählt auch die Geschichten von der Flucht der Tuscier in die Alpen, wo schon keltische Lepontier an den Ufern des Rheins wohnten. Das Surselvische ist für ihn eine Vermischung des Tuscischen und Keltisch-Lepontischen, etwas verändert durch die allgemeine römische Sprache (S. 30–31). Aber dieses Oberländisch Romanisch ist „durch die grobe Aussprache und unordentliche Orthographie so verderbet, daß alle etymologischen Untersuchungen dadurch verwickelt und unvollkommen werden“ (S. 31). Anders das Ladinische, das römische Flüchtlinge, bedrängt von Hannibals Heer, an die Ufer des Inn brachten. Aber auch dieses Ladin ist kein klassisches Latein, sondern stammt vom *sermo usualis rusticus*. Nach unserem Gewährsmann sind die beiden Hauptmundarten „so weit voneinander unterschieden, daß sie einander nicht verstehen“. Offenbar wurde das Land von den Römern nicht ganz unterjocht.

Der bündnerische Philolog in London behauptete auch die ungebrochene Kontinuität der Sprache. Weder die Einfälle von Germanenvölkern noch auch die Herrschaft der Merowinger und Karolinger konnten Gewohnheiten und Sprache verändern. Erst später bedrängten Fürsten und Edelleute die Bewohner, die aber 1424 den ersten Schritt zur Befreiung machen konnten. Die Sprache blieb auch deshalb unversehrt, weil das Volk keine Bücher hatte, sich dem Ackerbau und den Waffenhandwerk widmete. Ferner mußte die Sprache keine „ausschweifende(n) Verbesserungen durch Kritik der Gelehrten“ über sich ergehen lassen, was mehr schaden würde als die „Hinlässigkeit eines ungelehrten Volkes“. Als dann im 16. Jh. Bücher kamen, so lauteten sie so, wie man noch nach 200 Jahren sprach (S. 27–29).

Planta wies auch darauf hin, daß man in Frankreich einst das „gallische Romansch“ gesprochen habe, entstanden aus römischen und keltischen Materialien. Nicht die lateinische Sprache, sondern dieses Romanisch sei die Muttersprache des Provenzalischen, Französischen, Italienischen und Spanischen. Er erinnert dann besonders an die Straßburger Eide von 842, die dem Engadinischen nahekommen. Das gallische Romanisch sei auch in England unter König Alfred (871–901) eingeführt worden und zeige sich besonders auch in den Gesetzen König Wilhelms des Eroberers (1066–87). Durch die Kreuzfahrer, die man ja auch Romanen hieß und die besonders aus Frankreich kamen, sei die gallisch-romanische Sprache auch im Nahen Osten

5) F. Sprecher, *Pallas Rhaetica*, 1617, S. 5–7, 9–10, 22.

verbreitet worden. Nun aber werde diese alte Sprache noch im Bündnerlande gesprochen, während sie sich sonst zu den neueren romanischen Sprachen entwickelt habe. Diese Ideen gehen teilweise auch auf Giusto Fontanini (1737) zurück, wurden aber von Spescha direkt aus Planta entnommen und in zahlreichen Ausführungen wiederholt und erweitert⁶.

An Planta schloß sich *Heinrich Ludwig Lehmann* an, der seine Ideen in dem 1790 zu Bern gedruckten „Patriotischen Magazin von und für Bündten“ veröffentlichte⁷. Er unterscheidet zwei Hauptmundarten: „die reinere und cultivirtere nennt man Ladin, die rauhere, verderbtere, ursprünglich ältere oder Oberländisch Romanisch“ (S. 113). Die Sprache erlitt nie eine beträchtliche Veränderung oder Vermischung und ist „die älteste Sprache in Europa“. Auch Lehmann beschreibt die frühere Ausdehnung des gallischen Romanisch, wie dies schon Planta tat. Was Spescha nur ungern las, das waren die abschätzigen Bemerkungen Fremder, aber auch gelegentlich Einheimischer über das Bündner Romanisch, die der deutsche Schriftsteller hier beibrachte⁸. Auch die zynische Voraussage, daß in 100 Jahren das Romanische eine tote Sprache wäre, wenn nicht die Frauenwelt, der Aberglaube und der Religionshaß dies verhindern, mußte P. Placidus in der tiefsten Seele schmerzen⁹. Wie Planta bietet auch Lehmann den Text der Straßburger Eide und zwar in sechsfacher Tradition (lateinisch, gallisch-romansch, französisch (12. Jh.), französisch (18. Jh.), engadinisch und oberländisch)¹⁰. Dazu bemerkt Spescha: „Planta und Lehmann haben Auszüge davon (von der allgemeinen romanischen Sprache des Abendlandes) gemacht und der Rhätier darf seinen Kopf erhitzen, um sie zu verstehen.“¹¹

6) Ausdrücklich wird Planta zitiert z. B. A 725 II. S. 4; B 43 I. S. 37; Pl. Sp. 4 S. 618; Pl. Sp. 6 S. 7; Pl. Sp. 7 S. 7; Pl. Sp. 16 II. S. 9; Pl. Sp. 17 S. 43; Pl. Sp. 18 I. S. 18; Pl. Sp. 26 II. S. 144; Pl. Sp. 28 S. 204; A 40a I. S. 13, 23 usw. Eine gute Übersicht über Plantas Thesen gibt A. Decurtins in der *Vox Romanica* 23 (1965) 262–265.

7) Über Lehmann siehe Bündner Monatsblatt 1936 S. 293–294 und Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 39 (1945) 221–224.

8) Magazin S. 110. Das Romanische „ist von Reisenden und selbst von Eingebornen, die sie nicht kannten, als eine sehr arme und uncultivirte Sprache ausgeschrien und mit dem Beynamen pompaluserisch beehrt worden. Es ist wahr, die Sprache hat hin und wieder so etwas rauhes im Ausdruck, einige Wörter müssen mit einer so heftigen Articulation der Organen ausgestossen werden, dass man glaubt, der Redner müsse davon ersticken“. „Das Steigen und Fallen der Töne, das Verschlingen der Vocale und das Zischen der auf einander gehäuften Consonanten macht einen so seltsamen Contrast, dass ein Deutscher und besonders der Obersachse sich unmöglich des Lachens enthalten kann, wenn er eine Predigt oder einen anderen Discours in dieser Sprache zum ersten Male halten hört.“

9) S. 117.

10) S. 117–118. Spescha zitiert in Pl. Sp. 7 S. 8 eine vatikanische Handschrift der Straßburger Eide aus Lehmanns Magazin S. 121.

11) Pl. Sp. 4 S. 618–619. Spescha erwähnt Lehmann z. B. in Pl. Sp. 17 S. 42–43.

Spescha glaubt aber den Namen desjenigen zu wissen, der sich zuerst über das Romanische lustig machte: „P. Anselm Desing OSB in seiner Geschichte war der erste Spötter dieser Sprache.“¹² Mehrere Werke des Benediktinerabtes A. Desing († 1772) waren in der Disentiser Klosterschule in Gebrauch¹³. Keines dieser Schulbücher nennt direkt das Bündner Romanische. Aber mittelbar las Spescha an mehreren Orten die Verachtung seiner Muttersprache heraus. Desing schreibt, daß zur Zeit Karls des Großen die *lingua romana rustica* von Volke gesprochen wurde, daß aber die oberen und besseren Schichten das Deutsche bewahrten¹⁴. Wiederum behauptete Desing: „Die deutsche Sprache ist so vollkommen als keine aus allen üblichen Mutter-Sprachen.“¹⁵ Auch mochte P. Placidus an dem Axiom Anstoß nehmen: „Je kälter das Land ist, je hitziger seynd die Leute.“ Desing meinte damit, daß die Bewohner des Nordens „mehr Courage und Hitzigkeit als die Spanier und Italiäner haben“¹⁶. Unser Disentiser Berichterstatter schließt seine Ausführungen: „Ausländer, ohne zu wissen warum, sahen die rhätische Nation und ihre Sprache verkleinernd an; man fing demnach an, über sie zu scherzen und sie verächtlich zu machen, und wäre die Vorsehung nicht zu Hilfe geeilt, würde sie vermutlich aus dem Register der europäischen Sprachen gestrichen worden seyn.“¹⁷

Wenn Spescha in der Hauptsache von den vorhergehenden Forschern abhängig ist, so hat er doch auch eine gewisse *Eigenständigkeit* zu wahren gesucht. Die früheren Darstellungen begannen schon ganz anders. Tschudi nimmt den Einfall der Gallier 587 zum Ausgangspunkt, Campell fängt mit der Identifizierung der heutigen Bündner mit den alten Rätiern seine *Historia* an, Guler setzt die Aufzählung der fünf Erdteile in den Vordergrund, um dann Europa und darin Rätien hervorzuheben, Sprecher singt zuerst das Lob Italiens, woher ja die Tuscier kamen, Planta und Lehmann beginnen mit der Sprache oder dem Land, aber Spescha geht hierin seinen eigenen Weg. Aus seiner *biblischen Gesamtschau* heraus setzte er die erste Schöpfung, das Paradies, an die erste Stelle und führte dann die Entwicklung weiter über die babylonische Sprachentrennung bis zu Sem, dessen vierten Sohn Lud (Gen. 10,22) er als Vater der Lydier bezeichnete, was in gewissem Sinne nahe lag¹⁸. So führte er die rätische Volks- und Sprachgeschichte nach oben weiter, um eine ganzheitliche Sicht zu schaffen, deren Geschlossenheit irgendwie doch imponierend war. Freilich sind hier die Schicksale des Volkes an einzelnen Führerkönigen veranschaulicht, aber das war schon die Methode

12) Pl. Sp. 26 I. S. 23.

13) Bündner Monatsblatt 1946 S. 299. Über Desing siehe Neue Deutsche Biographie 3 (1957) 614–615.

14) A. Desing, *Compendium Eruditionis*. 1745 S. 573–574.: *nobiles enim et honestior civium pars theotiscam, id est germanicam, servabat.*

15) A. Desing, *Porta Linguae Latinae*, 1750, S. 219.

16) A. Desing, *Supplement zu denen Auxiliis historicis*, 1747, S. 537.

17) A 40a III. S. 194.

18) H. Haag, *Bibel-Lexikon* 1968 S. 1064.

der alttestamentlichen Schriften¹⁹. Diese ätiologische Darstellung, die die Anfänge des Volkes aus den Sagen zu deuten versuchte, ist schließlich auch bei den antiken Berichterstattern zu ersehen, aus denen ja Spescha weitgehende schöpfte (Livius, Tacitus usw.). Dazu liebte gerade die Aufklärung des 18. Jh. schon universalhistorische Tendenzen, eine Vorliebe für Gesamtdarstellung, die hier bei Spescha als Erbe dieser Strömung anzusehen ist²⁰.

Was ferner bei unserem Bündler Benediktiner-Forscher auffällt, ist die Tatsache, daß er durchaus nicht beim Sammeln halt machte, sondern die Tücke bei der Interpretation der antiken Quellen sehr klar sah. So schrieb er schon im Jahre 1805: „Die Schriftsteller schweigen oder schreiben so verwirrt und unverständlich, daß wir kaum den Faden der Wahrheit finden können.“²¹ Daß die antiken Autoren mehr Zimmergeographen waren, erkannte er, der so viel auf die geographische Erfassung der Alpen gab, sehr genau, weshalb er nach 1806 notierte: „Es kommt mir vor, die alten Schriftsteller haben nur einen einseitigen Begriff von der Lage dieser Völker gehabt, hiemit wie können wir einen deutlichen davon haben, da wir ihnen nur nachschreiben müssen.“²² Wo sich denn eigentlich die rätischen Alpen befinden, darüber konsultierte er an die 16 Autoren, aber keiner von ihnen sprach so „deutlich, daß man sich darauf verlassen konnte“²³. Bisweilen kritisierte P. Placidus einzelne Nachrichten ganz gut, so die angebliche Grausamkeit der Räter und ihr Verhältnis zu den Römern²⁴. Unser Naturforscher war sich über die Schwierigkeiten klar, die sich einer historischen Darstellung des rätischen Volkes und seiner Sprache entgegenstellen, weshalb er schrieb: „Das Wort Geschichte ist bald geschrieben und noch geschwinder gelesen, aber eine Geschichte niederschreiben, die ihre gehörigen Eigenschaften hat, bedarf eines großen Fleißes und vielen Scharfsinnes.“²⁵

4. Zeitgenössische Kritik an Speschas sprachlichen Thesen

Die Ideen über die rätoromanische Sprache blieben nicht in den Handschriften Speschas verborgen, und zwar umso weniger, als er ja bereits durch seine alpinistischen Studien über die Grenzen des Bündnerlandes längst bekannt geworden war. Schon 1805 erschien in der zu Zürich gedruckten Zeitschrift *Isis* ein anonymer Artikel über „Die Rhäto-Hetruskische Sprache“¹. Abgerechnet formelle Änderungen, ist alles mehr oder weniger wörtlich in Speschas handschriftlichen Abhandlungen zu lesen, so daß er ohne Zweifel als Autor zu gelten hat. Den gleichen Inhalt, wenig verändert, publizierte der

19) G. v. Rad, *Theologie des Alten Testaments* 1 (1966) 122–123.

20) L. Scheffczyk, *Stolbergs Geschichte der Religion Jesu Christi*. 1952, S. 138–139. Über die Einbeziehung der Bibel in der Kulturgeschichte von Goguet († 1758) siehe E. Spiess in *Festschrift G. Schnürer* 1930, S. 219, 242–251.

21) *Pl. Sp.* 4 S. 635.

22) *B 1797* S. 49.

23) *B 1797* S. 16–17. Vgl. *Pl. Sp.* 7 S. 39.

24) *B 1797* S. 45–46, 50–51.

25) *B 1797* S. 2.

1) *Isis* 1 (1805) 24–33.

in Zürich lebende Arzt und Naturforscher J. G. Ebel (+ 1830) in der dritten Auflage seines schweizerischen Reisebuches. Was hier noch hinzu kam, das waren die auf Spescha zurückgehenden Ausführungen über eine neue phonetische Schrift und die Sammlung von rätoromanischen Redensarten².

Damit waren Speschas Gedanken über Volk und Sprache der Rätoromanen der Öffentlichkeit übergeben. Schon 1807 nahm eine Studie, die im Litterarischen Archiv von Bern erschien und von Leonhard Truog, damals evangelischer Pfarrer in Thusis, verfaßt war, auf Speschas Artikel im Isis von 1805 Rücksicht³. Die Einstellung Truogs zur Landessprache ist anders als diejenige Speschas. Truog findet sie „als fortlebende Antiquität in hohem Grade merkwürdig“, aber er verbirgt in keiner Weise seine „vaterländische Freude über deren Abnahme“. Wohl gibt er Spescha zu, daß der Romane das Lateinische, Italienische und Französische „etwas leichter“ lernt als der Deutsche, aber doch nicht so rein wie der letztere. Der Bündner muß ohnehin für die öffentlichen Angelegenheiten die „Hauptsprache des Kantons“ erlernen, was ihm aber viel Zeit, Mühe und Geld kostet. „Daß diess nur langsam geht, weiß ich aus Erfahrung als Lehrer romanischer Schüler.“ Der Verfasser klagt weiter über das Fehlen zweckmäßiger romanischer Schulbücher, die ja auch zu teuer kämen. Die einheimische Sprache wird nach seinem Dafürhalten noch mehr abnehmen, weil man so wenig dafür tut und weil alle Eingaben an den Kleinen Rat deutsch abgefaßt sein müssen. Truog lebte in einer Zeit, die noch viel an den Wunden der französischen Invasionen und der napoleonischen Kriege litt. Ein großer Teil seines Lebens (geb. 1760) gehörte noch dem 18. Jh. an, das so sehr zentralisierende Ideen und Nützlichkeitsrücksichten liebte.

Wie in den praktischen Fragen, so unterschied sich Truog auch in den sprachgeschichtlichen Anschauungen. Wohl glaubte auch der Deutschbündner wie unser Bündnerromane, daß die rätoromanische Sprache im „Hauptwesen“ weit ins „römische Alterthum“ hinaufreiche, daß man sie „als eine Schwester uralter Sprachen des früh bewohnten Italiens anzusehen und ihre Überreste mit Antiquitäts-Respekt zu würdigen hat“. Allein er betrachtet das Latein als die Mutter des Romanischen. Am meisten ist das Romanische nicht mit dem Französischen und Spanischen, sondern mit dem Italienischen verwandt. In der Oberengadiner Sprache glaubt man „wenigstens in vielen Redensarten ein corruptes Italienisch zu hören“. Ähnlich wirft Truog aber dem Surselvischen zahlreiche Anleihen an die deutsche Sprache vor, die

-
- 2) J. G. Ebel, Anleitung die Schweiz zu bereisen 1 (1809) 271–278. Die Redensarten S. 264–271, die Phonetik S. 279–285. Dazu A 40a I. S. 28, wo Spescha meldet, daß sein Beitrag bei Ebel „auf der Wagschale der Kritik gestellt“ wurde.
- 3) L. Truog, Historisch-grammatikalische Bemerkungen über die romanische Sprache und ihre verschiedene(n) Dialekte im Kanton Graubünden. Litterarisches Archiv, Bern, I. Jahrg. 4. Heft (1807) 391–409. Ausführlich ist Spescha bzw. sein Artikel des Isis erwähnt auf S. 392, 397, 404. Über Truog siehe Jahresbericht der hist.-antiquar. Ges. v. Graubünden 65 (1935) 227.

freilich zum Teil „unkenntlich gemacht worden sind“. Trotz allem aber erklärt der Thusner Seelsorger in seiner Studie manche interessante Eigenheit der rätoromanischen Sprache und ruft zu vereinten Bemühungen auf, sie dem „in- und ausländischen Publikum“ bekannter zu machen, als sie bislang war.

Viel betonter und schärfer, auch gründlicher geht *Johann Ulrich von Salis-Seewis* (1777–1817) gegen die Theorien Speschas vor. Er tat dies in seinen 1810 geschriebenen, aber unveröffentlichten „Bemerkungen über den Ursprung und die Geschichte der romanischen Sprache in Bünden“⁴. Der damals erst 33 Jahre alte Salis durchging darin kritisch alle diesbezüglichen Autoren von Tschudy bis Campell, von Sprecher bis Planta. Letzteren analysiert er besonders ausführlich und zieht das Fazit daraus: „Ist nun die romansche Sprache, wie Planta dargethan hat, das nämliche, was die gallische lingua romana, so kann sie nicht unverändertes thuscisches Überbleibsel seyn, sondern ist – wie jene – Product der weit ausgebreiteten Herrschaft Roms. Das Resultat aus Plantas Sprechvergleichen widerspricht mithin demjenigen, was er aus unrichtigen historischen Annahmen gefolgert hatte. Dem ungeachtet haben spätere Schriftsteller (Lehmann, Zschocke), indem sie Plantas Vergleichung abschrieben, oder vor Augen hatten, diesen Widerspruch nicht bemerkt, sondern die romansche Mundart, nach wie vor, für thuscisch ausgegeben.“

Die Meinung Plantas fand vor allem in der Abhandlung, die Spescha im Isis von 1805 erscheinen ließ, einen neuen Verteidiger, der „wenigstens an Eifer und Kühnheit alle seine Vorgänger übertraf“. Auf Spescha gehe die Behauptung zurück, das Surselvische sei nichts weniger als „die wahre, unverfälschte Mundart jener ersten thuscischen Einwanderer, das heißt, älter als die römische, denn diese habe sich erst aus der thuscischen gebildet. Livius, der zu spät gelebt, um die ächt-thuscische Sprache zu kennen, sehe die rhätische fälschlich für verwildert an. Gleichwie ein geringes Quantum Hefen die große Masse des Teiges durchsäuert, so müßte wohl nach der Vorstellung dieses Verfassers die thuscische Sprache von dem rhätischen Gebirgsländchen aus alle Völker Galliens, Hispaniens und Brittanniens angesteckt haben; und dennoch wäre dieses Ländchen oder wenigstens seine Sprache von allen Veränderungen, die ein Zeitraum von über 2400 Jahren bis jezt mit sich brachte, unberührt geblieben! Vielleicht gibt uns der Verfasser in einer künftigen Arbeit seine Erklärung dieses Phänomens“. Dann fährt Salis fort: „Die Sätze dieses Verfassers, so wenig sie auch mit Beweisen unterstützt sind, haben dennoch durch die Zuversichtlichkeit, mit welcher sie dem Publikum preisgegeben wurden, vielen Glauben gefunden; sie sind sogar in

4) Handschrift von 25 Seiten, im Archiv Salis-Seewis, beendet laut Tagebuch am 30. April 1810. Durch die freundl. Vermittlung von Prof. Dr. Christian Padrutt, Jenins, und das gütige Entgegenkommen von Fräulein Flandrina v. Salis-Seewis, Malans, erhielt das Klosterarchiv Disentis 1972 eine Photokopie der Hs. Dazu vgl. Guido v. Salis-Seewis, Ein bündnerischer Geschichtsforscher vor hundert Jahren. Joh. Ulrich v. Salis-Seewis. 1926, S. 112–113, 189.

sehr schätzbaren Werken als historische Belege benutzt worden.“⁵ Salis bezweifelt auch die Angaben Speschas über romanische Schriften im Disentiser Archiv, die noch vor den Straßburger Eiden entstanden sein sollen. „Jener Aufsatz an sich ist schon kein günstiger Zeuge von der Unbefangenheit und historischen und linguistischen Kenntnis seines Verfassers.“ Aus der Sprache des Tello-Testamentes von 765, die er als „barbarisches Latein“ ansieht, schließt unser aristokratischer Kritiker, daß die Quellen des heutigen Romanischen gerade „in der verwilderten römischen Sprache“ zu suchen seien⁶.

Ein Jahr, nachdem Salis-Seewis seine Abhandlung geschrieben hatte, erschienen die „*Bemerkungen über die romansche oder vermeinte rhäto-hetruskische Sprache in Graubünden*“, also wieder ein Angriff auf Speschas Behauptungen. Der Aufsatz war umso gefährlicher, als er zu Aarau in den von Heinrich Zschokke geleiteten „*Miszellen für die Neueste Weltkunde*“ erschien⁷. Der anonyme Verfasser kritisiert vor allem den ersten Teil von Plantas Schrift (S. 1–31), in dem er „mit Verletzung aller historischen Wahrscheinlichkeit“ behauptete, daß sich „die Sprache der Thuscier in Bünden bis auf unsere Zeiten erhalten habe und von der römischen höchstens etwas abgeändert, nie aber verdrängt worden sey“. Dieser Teil von Plantas Schrift stehe „in völligem Widerspruch mit dem folgenden, welcher den gemeinschaftlichen Ursprung der gallischen lingua romana und des Bündnerischen Romansch durch Vergleichung beweiset“. „Bei unbefangener Beleuchtung zeigt sich das heutige Ladin oder Romansch lediglich als ein Zweig jener rustica romana, welche in den von den Römern eroberten Ländern durch Vermischung der römischen Sprache mit derjenigen der besiegten Einwohner sich bildete und später durch die Völkerwanderungen mannigfaltig modifi-

5) Salis verweist auf Joseph Frh. von Hormeyer, *Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol* 1 (1806) 124–126, aber auch S. 21 (Tusker), S. 26 (Raetus) usw. und auf J. Steiner, *Die Grödner*, in: *Der Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol* 2 (1807) 5–7. Beide Autoren benutzten Speschas Aufsatz: *Die Rhäto-Hetruskische Sprache*, in: *Isis* (1805) 24–33. Hormeyer nennt jedoch die Quelle nicht, Steiner zitiert nur *Isis*, ohne den Namen Speschas zu erwähnen, der ja auch im *Isis* S. 32 nur anmerkungsweise genannt ist, ohne ihn damit als Verfasser zu charakterisieren. Über Hormeyer siehe *Österreichisches Biographisches Lexikon* 2 (1959) 419–421.

6) Spescha wird in der Hs. auf folgenden Seiten erwähnt: S. 7–8, 20–22. Beachtenswert ist auch ein Passaus auf S. 6 am Rande: „Wenn Pilati, La Istoria dell imp. germ. p. 397 diese gallica 1(ingua) romana von derjenigen Bündens sehr verschieden findet, so vergißt er wohl, daß zwischen ihn(en) beiden ein Zeitraum von mehr als 900 Jahr(en) liegt.“ Offenbar handelt es sich um Carlo Antonio Pilati (1733–1802), der sich auch in Chur aufhielt. Er schrieb: *Voyages en différens pays de L'Europe en 1774, 1775 et 1776*. Mazzuchetti-Lohner, *Die Schweiz und Italien* 1941 S. 45–48, und B. Laube, J. A. Felix Balthasar. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Luzern 1956 S. 81–83.

7) *Miszellen für die Neueste Weltkunde*, Fünfter Jahrgang, 1811, in den Nummern 71 und 72 zum 4. und 7. September 1811 S. 282–283, 287–289. Spescha selbst kopierte den Artikel in *Pl. Sp.* 10 S. 1–21, jedoch ohne dazu Stellung zu nehmen.

zirt wurde.“ Daher die Verwandtschaft mit den Sprachen in Spanien, Frankreich und Italien, daher „sind auch die Volksdialekte einiger spanischen Täler und des Languedoc dem romanschen Bündner verständlich“⁸.

Dann kommt der Verfasser des Artikels auf das Engadin zu sprechen. Durch Lage und Verkehr habe dieses Tal mehr Kontakte mit der Sprache Italiens. Lateinisch und Italienisch waren die „natürlichen Quellen“, die auch Kultur brachten. Demgegenüber wertet unser Einsender das Surselvische sehr ab und tadelte „ein unglückliches Bestreben der dortigen Schriftsteller, die Mundart ihres Volkes, koste es was es wolle, zu einer von dem Ladin wesentlich verschiedenen, ganz originellen rhäto-hetruscischen Sprache zu stempeln“. Diese Ansicht habe bei Schriftstellern, welche diese Sprache nicht „in der Nähe“ kennen, zwar „nicht wenig Glauben gefunden“, aber in Wahrheit handle es sich nur um „gewagte Behauptungen und pathetische Exklamationen. Damit griff der Zeitschrift-Artikel den Aufsatz Speschas an, den letzterer im Isis 1805 veröffentlicht hatte, ohne jedoch den Namen des Autors zu nennen. „Überhaupt hat der Verfasser jener Abhandlung das hohe Alterthum der romanschen Sprache gar nicht erwiesen, sondern bloß dargethan, wie wenig er daran zweifle.“ „Die wahre(n) thuscische(n) Eigenheiten, diese viel gepriesene Goldkörner, sind bisher nie zu Tage gefördert und dem Publikum vorgelegt worden.“ Immerhin gibt dann der Schreiber des Artikels zu, daß sowohl das Engadinische wie das Surselvische Wörter aufweisen, die man mit den bekannten lebenden oder toten Sprachen nicht erklären kann. Deshalb hat das Rätoromanische für den „Sprachforscher“ noch Interesse, aber sonst nicht. Die romanischen Mundarten sind eine „Scheidewand“ in dem größtenteils deutschen Bünden und halten vom Fortschritt kultivierter Völker ab. „Der Menschenfreund muß wünschen, sie (die Scheidewand) je eher je lieber fallen zu sehen.“

Wer ist der Verfasser dieses Angriffigen Artikels? Mit ziemlicher Sicherheit kein anderer als *Heinrich Bansi* (1754–1835) aus Camogask (Oberengadin), auf den uns Prof. Dr. Alexi Decurtins aufmerksam machte. Deshalb nimmt er ja das Engadinische so in Schutz und zitiert ja auch in dem Aufsatz seinen verehrten Mantuaner Dichter Merlini Cocai. Bezeichnend aber für Bansi ist insbesondere seine Tendenz, das Romanische zugunsten des Deutschen in Bünden verschwinden zu lassen, was er schon 1797 mit aller Deutlichkeit geäußert hatte⁹.

Der Aarauer Druck wollte, wie Spescha 1819 bemerkt, nur Zweifel über die rätisch-tuscische Sprache äußern und uns aus dem Busch klopfen. Der

-
- 8) Der Artikel kann sich auf W. Humboldt beziehen, der fast die ganze romanische Sprache auf das Latein zurückführte. *Miszellen* S. 288. Anm. Dazu A. Decurtins in *Vox Romanica* 23 (1965) 275–277.
- 9) Über Bansi, aber auch über Th. v. Mohr, der 1820 den Sieg der deutschen Sprache in Bünden gewünscht hatte, siehe *Jahresbericht der historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden* 37 (1907) 206–207; 77 (1947) 121–122 und 80 (1950) 33, dazu *Bündner Monatsblatt* 1941 S. 295–296, 339–340, 345, 348–349.

Verfasser des Artikels „ist ein Rätö-Deutscher“¹⁰. In der Liste der Spötter über das Romanische folgen auf Anselm Desing sofort „die Miscellen von Aarau und mehrere, die kaum ein Wort fanden, um diese Sprache verächtlich genug zu machen“¹¹. Der Artikel schien „daran zu zweifeln, ob wirklich eine solche Sprache noch vorhanden sey. Hier ist sie“¹².

Nicht der ungefährlichste Gegner von Speschas Sprachtheorien war der Württemberger *Wilhelm Ludwig Christmann* (1780–1835), evangelischer Pfarrer in Gruibingen bei Göppingen, der 1819 in Leipzig ein 68 Seiten starkes Büchlein: „Nachricht von der sogenannten romanischen Sprache in Graubünden“ veröffentlichte (Ex. in Chur und Disentis). Der Verfasser verfügte über ein großes literaturgeschichtliches und auch sonst allgemein geschichtliches Wissen, dazu führte er auch eine geistreiche, oft auch boshafte Feder. Er scheint Speschas Ansicht nicht im besonderen zu kennen, zitierte ihn jedenfalls nicht, aber im Grunde geht es doch gegen die Thesen von Planta und Spescha. Zwar anerkennt er die alte Herkunft von Italien und weist auch auf Wörter „dunklen Ursprungs“ hin, die keltisch oder etruskisch sein sollen, aber er sagt es schon bald, daß das heutige Romanisch „unmöglich mehr dasjenige seyn kann, dessen Livius Erwähnung thut. Man denke an achtzehn Jahrhunderte“ (S. 5–7, 14–15). Der deutsche Pfarrer sieht in der rätöromanischen Sprache einen Seitenzweig der übrigen romanischen Sprachen, die vom Latein abstammen und sich „unter hundert Abstufungen“ von Sizilien bis Rätien, von Gallien bis Spanien aus der „Bauernsprache“ entwickelt haben. So dürfte auch das Rätöromanische wie diese Sprachen etwa zur Zeit der Troubadours oder Dantes und Petrarca entstanden sein (54–57). Besondere Beziehungen sieht Christmann zwischen dem Provenzalischen und Rätöromanischen (62–63). Am meisten aber sieht der deutsche Forscher das Bündnerromanisch verwandt mit dem Italienischen und Deutschen: Die alemannischen Einflüsse (9, 11–13). Daher seine These: „Rhäziens Sprache gleiche einem Janus, der mit einem Gesichte nach Norden, mit seinem zweiten gen Süden schaut.“ (S. 60)¹³.

Schon 1820–21, also kurz nach Erscheinen des Werkes, konnte Spescha nicht umhin, vieles daraus zu übernehmen, so besonders Einzelheiten über die romanische Literatur des Mittelalters. Auch Vergleiche mit der Entwicklung der deutschen Sprache (Vater unser S. 18–19) machte sich P. Placidus zu eigen. Das Bild vom Janusgesicht gefiel auch ihm¹⁴. Typisch ist, daß Spescha wohl die Übersetzung des provenzalischen Wortes *pauc* bemängelt,

10) Pl. Sp. 16 II. S. 9.

11) Pl. Sp. 26 I. S. 23. Vgl. ebendort S. 21.

12) Pl. Sp. 26 II. S. 67. Pl. Sp. 26–27 wollten überhaupt mit ihrer Romanisch-deutschen Sprachlehre „den Miscellen von Aarau den Mund stopfen“. So Spescha in einem Briefe an J. G. Ebel in Zürich vom 29. Oktober 1820. Zentralbibliothek Zürich, Ms. Z. II. 501. Nachlaß Ebel.

13) Über Christmann siehe A. Decurtins in *Vox Romanica* 23 (1965) 266–270.

14) Pl. Sp. 17 S. 42–43, 53, 124–125, 141, 149–150, 229; Pl. Sp. 18 II. S. 24–25, 37; Pl. Sp. 26 I. S. 47–48; II. S. 1–3, 72–76, 124–126. Anerkennende Hinweise in Pl. Sp. 17 S. 150 und Pl. Sp. 26 II. S. 124.

aber gleich hinzufügt: „Allein weit von mir sey es, daß ich diesen gelehrten und um der romanischen Sprache so verdienten Mann was weiters vorrügen wollte, denn er zeigt im gegenwärtigen Werke sehr viele Belesenheit und deckte uns so viele Quellen zugunsten der rätisch-tuscischen Sprache auf, daß wir Alpiner insgesamt nicht so viel derer hätten aufdecken können.“¹⁵

Aber die Grundthese Christmanns nahm Spescha dennoch nicht an. Besonders wollte er nicht glauben, daß sich im Romanischen alemannische Bestandteile vorfinden, da er ja stundenlang ohne solche schon geredet habe¹⁶. Offensichtlich konnte P. Placidus die germanischen Elemente bzw. die deutschen Wörter infolge ihrer formellen Anpassung an das Romanische nicht demaskieren¹⁷. Er meint, nur deshalb habe man das Bündnerromanisch oder die rätische Sprache als romanisch bezeichnet, um das römische Ansehen zu bewahren und um wenigstens dem Namen nach den anderen Sprachen ähnlich zu werden. Die tuscische Sprache habe sich wohl nicht gänzlich erhalten, aber sie habe auch nicht ihre wesentliche Gestalt verloren. Das alte Griechisch sei auch nicht so geändert worden, daß man den Paulusbrief an die Epheser nicht mehr verstanden hätte¹⁸.

Für Spescha ist Christmann schon deshalb nicht ganz in die Geheimnisse der rätischen Sprache eingedrungen, weil er nicht das Glück hatte, eine romanische Mutter zu haben: „Christmann gab sich eine unnachahmliche Mühe, um dieser Sprache nachzuspüren und sie in Erkenntnis zu bringen, und wofern er darin gründliche Kenntnisse gehabt haben würde, welches ihm nicht zuzumuthen war, würde er diese in's hellste Licht gesetzt haben.“¹⁹ Ähnlich urteilte unser Kritiker wenig später: „Christmann ist sehr witzig und gelehrt, wird aber bisweilen beißend. Er hat sich auf ein unabsehliches Feld begeben, denn ich glaube, ein Ausländer wäre nicht im Stande, die Eigenschaften dieser Sprache auszumitteln und sie richtig zu ordnen.“²⁰ Und doch muß Spescha gestehen, daß sich Ausländer mehr für die romanische Sprache Bündens eingesetzt haben als Einheimische, wobei er nach Aegid Tschudi, Johannes v. Müller und J. G. Ebel sowie Christmann nennt²¹.

Den Stoß ins Herz der Theorien von Spescha vollzog dann der erste eigentliche Linguist *Lorenz Diefenbach* (1806–1883) in seiner 1831 veröffentlichten Studie über die romanische Schriftsprache. Damit war die Ansicht, daß die Romanische eine Tochter des Etruskischen sei, erledigt. Für ihn ist sie vielmehr verwandt mit dem Provenzalischen (*Langue d'oc*), dem Piemontesi-

15) Pl. Sp. 26 II. S. 75–76.

16) Pl. Sp. 18 I. S. 18.

17) Spescha konnte das Germanische zu wenig und klärte z. B. Horn, Tal, ebenso Ortsnamen wie Altdorf usw. als rätisch. Zum Problem siehe Ladinien, Land und Volk in den Dolomiten. 1964 S. 218–219, 244.

18) Pl. Sp. 26 I. S. 48–49; II. S. 1–3.

19) Pl. Sp. 26 II. S. 131–133.

20) A 40a I. S. 29.

21) Pl. Sp. 26 II. S. 130–132.

schen und Friaulischen. Die Schrift Diefenbachs erreichte den hochbetagten und in Truns isoliert lebenden P. Placidus wohl kaum²².

Aber Zweifel an seiner geradlinigen Kontinuitätstheorie hatte Spescha doch da und dort. Schon früh sprach er davon, daß die Sprache der Tuscier unter dem römischen Reiche litt, vor allem in der Völkerwanderungszeit, als germanische Völker in die rätischen und norischen Alpen einzogen²³. Auch mußte Spescha bereits 1814 zugeben, daß auch das Ladinische Romanisch genannt wurde²⁴. Etwa ein Jahrzehnt später schloß Spescha mit Johannes von Müller, daß „die Rhätier noch die Sprache ihrer Vorältern beibehalten haben. Wie rein aber, ist mir nicht bekannt, allein bekannt ist mir, daß sie seit dem 13ten Jahrhundert, worin man sie verschrieb, und vom 16ten Jahrhundert, in welchem man sie abdruckte, unverfälscht bestanden habe.“²⁵

Ganz aus der Luft gegriffen ist nun doch Speschas Tuscier-Theorie nicht, denn neuere Forschung zeigt ja eine gewisse sprachliche Verwandtschaft auch mit dem Etruskischen; begreiflich, da sich das Kerngebiet der Räter bis zum Piavetal und dem Comersee im Süden erstreckte. Auch die Meinung des Livius, daß sich die Sprache der Räter verändert habe, gegen welche Spescha so scharf zu Felde zog, entpuppt sich heute als „eine im Grunde gänzlich nichtssagende Bemerkung“ (E. Meyer)²⁶. Die Charakterisierung so mancher Sach- und Ortswörter des Romanischen als vorlateinisch, istrisch-illyrisch, gallisch, alpin usw. zeigt, daß trotz der vulgär-lateinischen Volkssprache der römischen Eroberer vieles alte Wortmaterial weiterlebte²⁷.

22) A. Decurtins in *Vox Romanica* 23 (1965) 281–283 und *Neue Deutsche Biographie* 3 (1957) 640–641 über Diefenbach.

23) B 1773 S. 175–178.

24) Pl. Sp. 12 S. 16.

25) A 40a I. S. 30. Joh. v. Müller, *Die Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft* 1 (1806) 41–48.

26) *Jahrbuch der Schweiz. Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte* 55 (1970) 119–147, erschienen auch als Heft 10 der Schriftenreihe des Rätischen Museums 1971. Spescha nannte Livius „in polac“. Pl. Sp. 13 I. S. 26.

27) Darüber A. Schorta, *Rätisches Namenbuch* 2 (1946) XL–XLI. K. Finsterwalder in *Festschrift K. Pivec* 1966 S. 40–41. I. Müller, *Glanz des rätischen Mittelalters*. 1971 S. 16–20.